Sehr geehrte Herren!

Sie hatten die Freundlichkeit, sich öfter mit Anfragen an uns zu wenden und auch Herrn Karl Kraus Ihre publizistischen Dienste gegen Herrn O. E. Hesse geselligen Andenkens zu offerieren. Erkenntlichkeit für dieses Anbot hat uns späterhin berechtigt, Sie in direkter brieflicher Ansprache auf die Ignoranz eines Berichterstatters hinzuweisen, der sich herausgenommen hatte, auf Grund des Eindrucks einer Provinzaufführung der »Briganten« über Offenbachs Prachtwerk und dessen Bearbeitung abzuurteilen. Damals haben Sie für einen etwaigen künftigen Fall gründliche Remedur zugesagt. Gestützt auf so freundliche Gesinnung haben wir Sie auch auf die Bedenkenlosigkeit Ihres Herrn Diebold ~~aufmerksam gemacht~~, der den Eindruck einer provinziellen Aufführung von »Pariser Leben« in Berlin zur Grundlage eines Mißurteils über dieses unvergängliche Werk machte, das ihm freilich auch noch aus der Frankfurter Schändung durch die Herren Scher und Salomon bekannt war. Die dürftige Antwort, die Sie dem Herrn Diebold selbst erteilen ließen, ist in der Fackel behandelt worden. Als kritischer Richter noch nicht hinreichend befangen durch diese Zurechtweisung wie durch die vorangegangene Betrachtung seiner Kennerschaft anläßlich des »kaum mehr lebensfähigen ‚Blaubart'«, hat Herr Diebold bald darauf in der Frankfurter Zeitung eine unqualifizierbare Auslassung über den in Berlin aufgeführten Epilog zu den »Letzten Tagen der Menschheit« veröffentlicht, eine Äußerung, auf die die Fackel bis heute leider nicht Gelegenheit hatte zurückzukommen, die aber der Frankfurter Zeitung selbst so bedenklich vorkam, daß sie sie durch die Klammerbemerkung einer Zusage unterbrach, demnächst und offenbar in ganz anderem Sinne sich mit dem Gesamtwerk des Herausgebers der Fackel zu befassen. Das ist nun allerdings inzwischen durch eine Reihe etwas abgründiger Essays geschehen, die vielleicht mit der besten Absicht den Leser doch nicht hinreichende Klarheit über ein von der eigenen journalistischen Parteien Haß und Gunst verwirrtes Charakterbild verschafft haben. Was die Wirkung auf Herrn Diebold betrifft, so mochte sie im Gegenteil in der Zeitigung des Wunsches liegen, einer immerhin so ausführlichen Würdigung bei nächster Gelegenheit, die sich bieten oder herbeiziehen lassen könnte, mit einer kurzen Herabwürdigung zu begegnen. Das Mißvergnügen des Herrn Diebold war zuvor auch

schon durch eine private Entgleisung gesteigert worden, indem er nämlich in einem Berliner Restaurant, als in seiner Nachbarschaft die Rede auf den ihm unbekannten Vorleser Karl Kraus kam, hitzig wurde und da ihm ein Gesprächspartner die »Hysterie«, die er jenem zum Vorwurf machte, als der Urgrund seines eigenen Betragens darlegte, dieses in aller Form mit einem durch allzu reichliche Mahlzeit hervorgerufenen Erregungszustand entschuldigte; diese Entschuldigung nun mochte Herrn Diebold nachträglich zur Reue gereichen und in seinem Vorhaben befestigen, bei nächster Gelegenheit wieder publizistisch seinen Mann zu stellen, damit nebst allem andern Verdruß auch der private faux pas wettgemacht sei, indem ja doch jeglicher Umstand, der sonst einen Kritiker befangen machen müßte, Herrn Diebold zu animieren scheint, seine Unbefangenheit zu zeigen. Diese Gelegenheit bot sich nun durch die Aufführung der von Karl Kraus übersetzten Offenbach'schen »Perichole« am Berliner Staatstheater, wiewohl darüber bereits der zuständige Fachreferent, und zwar in etwas auffälligem Gegensatz zu den enthusiastischen Urteilen zweier Wiener Korrespondenten der Frankfurter Zeitung geurteilt hatte, die freilich die Chance hatten, aus der weit lebendigeren Vorführung durch den Bearbeiter selbst den berechtigten Schluß auf die Lebendigkeit des Werkes ziehen zu können. Wie es im publizistischen Leben so geht, mußten Offenbach und der Autor des deutschen Textes für eine unzulängliche Aufführung büßen, deren Allzulänglichkeit ja auch von der gesamten Berliner Kritik mit einem schöpferischen Übel verwechselt wurde. Aber dieser Kontrast des Berliner Musikreferats der Frankfurter Zeitung zu dem Eindruck, den deren Wiener Korrespondenten von dem Vortrag des unvergleichlich lebendigen Werkes empfangen hatte, schien Herrn Diebold beiweitem noch nicht stark genug, und wiewohl ihm die Berliner Aufführung der »Perichole« ressortgemäß nicht das Geringste anging, benützte er die Gelegenheit der Berliner Totmachung von Nestroys »Lumpazivagabundus«, über die er zu referieren hatte und für die er nicht minder das blutlebendige Original verantwortlich machte, um Herrn Karl Kraus wegen der Belebung der »Perichole« zu attakieren. Schon das Referat über »Lumpazivagabundus« als solches wimmelt von versteckten Angriffen auf den Mann, der die Schuld hat, am meisten zur Ehrung Nestroys durch die Gegenwart beigetragen zu haben, und dessen positiver Anteil

darum ebenso schlecht wegkommt wie die aufgeführte Schändung, durch welche der Geist/Lumpazivagabundus eine Auffrischung etwa im Geiste des dahingegangenen Imre Bekessy erfuhr, indem nicht die Lumpen Knieriem und Zwirn dem Feenkönig auf den Leim gehen und sich bessern, sondern dank dem Sieg des bösen ~~Geistes~~ der Leim von ihnen zur Lumperei bekehrt wird. Herr Diebold, dessen theaterkritische Autorität sich der Bühnenerfahrung verdankt, die er als Komparse des Burgtheaters in dessen Verfallszeit erworben hat, entdeckt bei dieser Gelegenheit vor allem, daß der Lumpazivagabundus »einmal als heute kaum verständliche Parodie von Raimunds ‚Verschwender' lebte« — Raimunds, »des Wienerischen Klein-Fausts«, wie Herr Diebold dekliniert —, und er ist so gebildet, Hebbels Rachewort über Nestroy von der stinkenden Rose falsch zu zitieren. Hauptsächlich aber rechnet er ohne Nennung eines Namens mit den Nichtswürdigen ab, die »seit zwanzig Jahren mit erhobenem Finger« für die Bedeutung Nestroys einzutreten wagen. Dies wäre nun, da es ja dem Referat des Herrn Diebold zugehört, inappelabel wie alles, was im Gebiet einer »Fachkritik« vor sich geht, in der doch jeder Mangel an Kompetenz durch Aufgeblasenheit wettgemacht wird und zu der in einem Theater~~fetzel~~ eben derjenige am berufendsten ist, der weniger von der Sache versteht als die andern. Was aber ginge bei dieser Gelegenheit, wenn er sie sich nicht nähme, den Herrn Diebold Offenbach an, dessen »Perichole«/schon von drei Kritikern der Frankfurter Zeitung besprochen w~~urde~~? Er wagt es, wo das ehrwürdig lebendige Bühnenleben Nestroys geschändet wurde, von einem »Auffrisieren von literarischen Mumien« zu sprechen, um auf »Offenbachs längst gestorbenen ‚Perichole'« übergehen zu können, die »durch den Wiener Karl Kraus unlängst eine falsche Auferstehung aus dem Grabe hat erleiden müssen, wo sie bei Meilhac und Halévy so köstlich ruhte«; und er scheut sich nicht, jenen in einem unaussprechlichen Zusammenhang zu bringen, um schließlich als einzige/ lebendige/ Mann und echte/ Dichter/ — gegen Nestroy und Offenbach — Herrn Zuckmayer mit dem Geleitwort »Er lebe!« auf die Nachwelt zu befördern, wohin zu gelangen diesem doch ausschließlich dadurch ermöglicht sein dürfte, daß in der Fackel die Beschreibung enthalten war, wie Herr Zuckmayer die ihm von der Firma Adler verliehenen Schreibmaschine öffentlich bedienen muß. Es mag geglaubt werden, daß Herr Diebold, der

ganz bestimmt von der Grabesruhe der »Perichole« bei Meilhac und Halévy bis zur falschen Auferstehung keine Ahnung hatte, dieser in der Staatsoper beigewohnt hat und in die Begeisterung des Publikums, die sich tatsächlich weniger dem unsterblichen Wert des Werks als den billigen Humorexzessen einer großenteils mittelmäßigen Darstellung verdankt, mit gutem Gewissen nicht einzustimmen imstande ist. Darin würde es mit dem Autor des deutschen Textes, der seinen Offenbach nicht wiederzuerkennen vermochte, ganz und gar übereingehen. Ein Minimum von Theaterfachverstand müßte ihn jedoch spüren lassen, daß weniger noch als der Erfolg beim naiven Publikum der Mißeindruck dem Werk selbst zuzuschreiben ist. Sogar die gelehrigsten wie die dümmsten Berliner Theaterkritiker haben bloß die Tempoverschleppung durch die Schauspieler dem vermeintlichen Übel einer textlichen Länge zugeschrieben; keiner hat sein Entzücken an der Offenbach'schen Musik durch die Aversion gegen den Textautor gedämpft, jeder die Rettung eines verschollenen Wertes anerkannt. Herr Diebold hat — von allem abgesehen, was der sogenannte »Bestemm« über ein kritisches Gemüt vermag — wieder einmal das Pech gehabt, sich von der Lebendigkeit eines Musikdramas, in dem jede Note und jedes Textwort doch mehr Leben hat als der ganze »Hauptmann von Köpenick« und eine adaquäte kritische Betrachtung nicht überzeugen zu können, weil er den Vortrag des Werks in Berlin versäumt hat, aus dem er bei einiger Ehrlichkeit und etwas gutem Willen annähernd so enthusiastische Schlüsse gezogen hätte wie seine Kollegen in Wien. Er hat sich seinerzeit den Widerspruch in der Gestalt des Blaubart nicht erklären können, weil er das Malheur hatte, dessen Lamento, der Übergang vom Weinen ins Lachen von Leo Slezak anstatt von dem Vortragenden des Podiums zu vernehmen, und er schließt aus einer Aufführung, in der die lebendigste und rapideste Szene der heiteren Bühne, die Steigerung des Rausches in »Perichole« tatsächlich als Länge wirkt, mit hussitantem Mitleid auf die Verstorbenheit des Werkes, über die er doch schon zu anderer Ansicht gelangt wäre, wenn er nur den gedruckten Text gelesen hätte.

Daß Herr Diebold auch hier wie so häufig ein Theaterwissen usurpiert, das ihm nicht zukommt, beweist er wie nicht minder häufig an Ort und Stelle. Wenn er bloß das Vorwort zur Buchausgabe ~~gelesen~~ hätte, so könnte er die »Perichole«, deren Urtext er zu kennen vorgibt, wiewohl er vor der Lektüre des Berliner Theaterzettels kaum deren Namen gekannt haben dürfte, unmöglich zu »diesen freien Bearbeitungen von erledigten Werken« zählen, weil er dann informiert wäre, daß hier zwar eine neue Übersetzung, aber nichts weniger als eine »freie Bearbeitung« vorliegt, die wie im andern Fall Handlung und Sinn umkrempelt und eine berühmte Musik durch Berliner Couplets ersetzt, sondern eine mit dem höchsten Respekt vor dem Originalwerk besorgte Restaurierung, der es gelingen sollte, durch Beseitigung eines dramaturgischen Fehlers, über den die französischen Autoren in zwei Fassungen nicht hinüberkommen konnten, das wertvollste Musikdrama Offenbachs Note ~~für~~ Note für die Bühne zu retten. Schon ein Blick auf den mitgedruckten französischen Gesangstext müßte einem halbwegs gewissenhaften Kritiker die Lust benehmen, hier zugleich an dem Wert des Originals zu zweifeln und eine modische Auffrisierung zu vermuten. Natürlich ist es vor allem Sache des Lesers einer Zeitung, sich nicht auszukennen, wenn ihm nicht nur aus Wien und Berlin über dieselbe Erscheinung diametral entgegengesetzte Meinungen beigebracht werden, sondern wenn der Berliner Korrespondent sich vielleicht auch dadurch gereizt fühlt, den Erwecker der Perichole als Mumienschänder hinzustellen, weil kurz zuvor der Darmstädter Korrespondent gegenüber einer Ermordung des Blaubart, den Herr Diebold nicht für lebensfähig erklärt hat, sich auf eben jenen berief, der »einzig sich geistig legitimiert und theatralisch begabt genug zeige, um den Geist Offenbachs und seinen Werktypen wieder heraufzubeschwören und zu diesen unserer Zeit sprechen zu lassen«. Gewiß, selbst ein noch so animos gefärbtes Mißurteil, das nicht nur der stärksten Gelegenheit, sich Lügen strafen zu müssen, dem Eindruck des Vortrags, aus dem Wege geht, sondern auch die heimlich erlangbare Möglichkeit einer Revision durch Lektüre, die Gefahr des Respekts vor einer nachweisbaren Sprachleistung vermindert — gewiß, selbst der unkontrollierbare Vorgang einer Urteilsbildung, die ein Vorurteil zur öffentlichen Meinung ausprägt, vermöchte sich noch immer als

sachkundig zu gebärden, wenn der Täter ressormäßig gesehalt, wenn Herr Diebold als zuständiger Referent berufen gewesen wäre, über die »Perichole« seine unmaßgeblich und maßgebende Ansicht zu äußern. Wie er aber diese bei den Haaren herbeizieht, um in einem absurden Zusammenhang etwas gegen den Bearbeiter der »Perichole« und gegen diese selbst um des Bearbeiters willen vorzubringen, bildet sicherlich eine der stärksten moralischen Sensationen, deren das kritische Handwerk seit langem fähig war, und man wäre begierig zu erfahren, ob dieser Fall nicht auch auf dem Wiener Kongreß der Zeitungsverleger in dem Kapitel vorgekommen ist, das den beruhigenden Titel führt: »Die Wahrhaftigkeitspflicht der deutschen Presse«. Es wird Sie vielleicht interessieren, daß wir unter andern von französischer literarischer Seite auf die Tat des Herrn Diebold aufmerksam gemacht wurden und zwar mit der ausgesprochenen Vermutung, daß sie »nicht so sehr dumm als unehrlich« sei. Aber das Aufsehen in Berlin, Wien und Prag, kurz überall dort, wo man die »Perichole« vom Podium gehört hatte, und auch in Kreisen, die der Frankfurter Zeitung nahestehen, war nicht geringer, und das allgemeine Urteil, dem sich Herr Karl Kraus diesmal anschließt, geht dahin, daß Herr Diebold ein befangener Kunstrichter sei, der nicht allein dort, wo er die äußere Befugnis hat seine Ranküne in die Wagschale zu werfen, von ihr Gebrauch macht, sondern förmlich die Gelegenheit sucht, sie gegen das enthusiastische Urteil des eigenen Blattes durchzusetzen. Diese Neigung des Herrn Diebold wenn schon nicht zu beweisen, da man ja psychische Vorgänge nicht obduzieren kann, so doch vor aller Welt glaubhaft zu machen, erklärt sich Herr Karl Kraus überall dort bereit, wo Herr Diebold ihm die Gelegenheit dazu so leicht verschafft wie er sich selbst die Gelegenheit, jener zu fröhnen, und vor jedem Forum, das im Vergleich einer Aufführung, der Herr Diebold als Privatmann, und eines Vortrags, dem zwei andere Mitarbeiter der Frankfurter Zeitung als Referenten beigewohnt haben, zu entscheiden haben würde, ob der Schluß von dem Eindruck auf das Werk selbst hier oder dort berechtigt

oder auf persönliche Befangenheit zurückzuführen sei. Um diese Entscheidung zu ermöglichen, würde dafür gesorgt werden, daß Herr Diebold der Reihe nach über sämtliche publizistischen und privaten Diversionen zu einer Sache des Herrn Karl Kraus Rechenschaft abzulegen und die Frage zu beantworten hätte, ob er sich nicht durch die regelmäßig vorausgegangenen Anfechtungen seiner kritischen Kompetenz durch die Fackel alteriert gefühlt hat, und es würde insbesondere auch dafür gesorgt werden, daß nicht nur dem Beruf, sondern auch der speziellen Wirksamkeit des Herrn Diebold nahestehende Kreise über den geradezu niederschmetternden Eindruck aussagen, den seine offensive Einmischung in eine künstlerische Angelegenheit hervorgerufen hat, der sie mit zahllosen Auditorien das lebendigste, reinste und beglückendste Erlebnis verdanken. Für Ihre so freudige Bereitwilligkeit, uns gegen den Herrn Gesse-Gesell beizustehen, haben wir Ihnen gedankt und nicht minder wüßten wir es zu schätzen, daß Sie sich bei uns über Äußerungen, die Ihnen die Wahrheitsliebe des Herrn Großmann zu beeinträchtigen schienen, vergewissert haben. Es wäre aber auch an der Zeit, daß Sie nicht nur uns, sondern Ihrem eigensten publizistischen Ansehen gegen den Herrn Diebold beistehen und, ehe Sie ihm das Wort in ~~seiner~~ Herrn Karl Kraus ~~betreffenden Sache~~ erteilen, seine Wahrheitsliebe durch Erkundigung bei uns nachprüfen. Wie immer Sie es jedoch damit halten mögen, der Herausgeber der Fackel wird sich und das öffentliche Interesse, für das er wirkt, auch in diesem Falle selbst zu schützen wissen. Denn Sie werden, wenn es Ihnen nicht längst schon bekannt ist, sogar aus den Essays, die Sie zur Würdigung seiner Arbeit veröffentlichten, klar entnommen haben, daß er nicht Neigung und Geduld hat, nachdem er durch mehr als dreißig Jahren den Ausübern journalistischen Anmaßung im kulturellen Bereich auf die Finger gesehen hat, diese in seinem eigensten Bezirk und an ihm selbst sich austoben zu lassen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Der Verlag der Fackel.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Der Verlag der Fackel.

schon durch eine private Entgleisung genährt worden, indem er nämlich in einem Berliner Restaurant, als in seiner Nachbarschaft die Rede auf den ihm unbekannten Vorleser Karl Kraus kam, die Frage einwarf: »Ach der? Ist der noch immer so hysterisch?«, hitzig wurde und da ihm ein Gesprächspartner die Hysterie, die er jenem zum Vorwurf machte, als der Urgrund seines eigenen Betragens darlegte, dieses in aller Form mit einem durch allzu reichliche Mahlzeit hervorgerufenen Erregungszustand entschuldigte. Diese Entschuldigung nun mochte Herrn Diebold nachträglich zur Reue gereichen und ihn in seinem Vorhaben befestigen, bei nächster Gelegenheit wieder publizistisch seinen Mann zu stellen, damit nebst allem andern Verdruß auch der private faux pas wettgemacht sei, indem ja doch jeglicher Umstand, der sonst einen Kritiker befangen machen müßte, Herrn Diebold zu animieren scheint, seine Unbefangenheit zu zeigen. Diese Gelegenheit ergab sich nun durch die Aufführung der von Karl Kraus übersetzten Offenbach'schen »Perichole« am Berliner Staatstheater, wiewohl darüber bereits der zuständige Fachreferent, und zwar in etwas auffälligem Gegensatz zu den enthusiastischen Urteilen zweier Wiener Korrespondenten der Frankfurter Zeitung geurteilt hatte, welche freilich die Chance hatten, aus der weit lebendigeren Vorführung durch den Bearbeiter selbst den berechtigten Schluß auf die Lebendigkeit des Werkes ziehen zu können. Wie aber es im publizistischen Leben so geht, mußten Offenbach und der Autor des deutschen Textes für eine unzulängliche Aufführung büßen, deren Allzulänglichkeit in der Premiere ja auch von der gesamten Berliner Kritik mit einem schöpferischen Übel verwechselt wurde. Aber dieser Kontrast des Berliner Musikreferats der Frankfurter Zeitung zu dem Eindruck, den deren Wiener Korrespondenten (~~auch der moderne~~ Musiker Křenek) von dem Vortrag des unvergleichlich lebendigen Werkes empfangen hatten, schien Herrn Diebold beiweitem noch nicht stark genug, und obgleich ihn die Berliner Aufführung der »Perichole« ressortgemäß nicht das Geringste anging, benützte er die Gelegenheit der Berliner Totmachung von Nestroys »Lumpazivagabundus«, über die er zu referieren hatte und für die er nicht minder das blutlebendige Original verantwortlich machte, um Herrn Karl Kraus wegen der Belebung der »Perichole« zu attakieren. Schon das Referat über »Lumpazivagabundus« als solches wimmelt von versteckten Angriffen auf den Mann, der die Schuld hat, am meisten zur Ehrung Nestroys durch die Gegenwart beigetragen zu haben, und dessen positiver Anteil

schon durch eine private Entgleisung genährt worden, indem er nämlich in einem Berliner Restaurant, als in seiner Nachbarschaft die Rede auf den ihm unbekannten Vorleser Karl Kraus kam, die Frage einwarf: »Ach der? Ist der noch immer so hysterisch?«, hitzig wurde und da ihm ein Gesprächspartner die Hysterie, die er jenem zum Vorwurf machte, als den Urgrund seines eigenen Betragens darlegte, dieses in aller Form mit einem durch allzu reichliche Mahlzeit hervorgerufenen Erregungszustand entschuldigte. Diese Entschuldigung nun mochte Herrn Diebold nachträglich zur Reue gereichen und ihn in seinem Vorhaben befestigen, bei nächster Gelegenheit wieder publizistisch seinen Mann zu stellen, damit nebst allem andern Verdruß auch der private faux pas wettgemacht sei, indem ja doch jeglicher Umstand, der sonst einen Kritiker befangen machen müßte, Herrn Diebold zu animieren scheint, seine Unbefangenheit zu zeigen. Diese Gelegenheit ergab sich nun durch die Aufführung der von Karl Kraus übersetzten Offenbach'schen »Perichole« am Berliner Staatstheater, wiewohl darüber bereits der zuständige Fachreferent, und zwar in etwas auffälligem Gegensatz zu den enthusiastischen Urteilen zweier Wiener Korrespondenten der Frankfurter Zeitung geurteilt hatte, welche freilich die Chance hatten, aus der weit lebendigeren Vorführung durch den Bearbeiter selbst den berechtigten Schluß auf die Lebendigkeit des Werkes ziehen zu können. Wie aber es im publizistischen Leben so geht, mußten Offenbach und der Autor des deutschen Textes für eine unzulängliche Aufführung büßen, deren Allzulänglichkeit in der Premiere ja auch von der gesamten Berliner Kritik mit einem schöpferischen Übel verwechselt wurde. Aber dieser Kontrast des Berliner Musikreferats der Frankfurter Zeitung zu dem Eindruck, den deren Wiener Korrespondenten (einer war Musiker Křenek) von dem Vortrag des unvergleichlich lebendigen Werkes empfangen hatten, schien Herrn Diebold beiweitem noch nicht stark genug, und obgleich ihn die Berliner Aufführung der »Perichole« ressortgemäß nicht das Geringste anging, benützte er die Gelegenheit der Berliner Totmachung von Nestroys »Lumpazivagabundus«, über die er zu referieren hatte und für die er nicht minder das blutlebendige Original verantwortlich machte, um Herrn Karl Kraus wegen der Belebung der »Perichole« zu attakieren. Schon das Referat über »Lumpazivagabundus« als solches wimmelt von versteckten Angriffen auf den Mann, der die Schuld hat, am meisten zur Ehrung Nestroys durch die Gegenwart beigetragen zu haben, und dessen positiver Anteil

darum ebenso schlecht wegkommt wie die aufgeführte Schändung, durch welche der Geist des Lumpazivagabundus eine Auffrischung etwa im Geiste des dahingegangenen Imre Bekessy erfuhr, indem nicht die Lumpen Knieriem und Zwirn dem Feenkönig auf den Leim gehen und sich bessern, sondern dank dem Sieg des bösen Prinzips der Leim von ihnen zur Lumperei bekehrt wird. Herr Diebold, dessen theaterkritische Autorität sich der Bühnenerfahrung verdankt, die er als Komparse des Burgtheaters in dessen Verfallszeit erworben hat, entdeckt bei dieser Gelegenheit vor allem, daß der Lumpazivagabundus »einmal als heute kaum verständliche Parodie von Raimunds ‚Verschwender' lebte« — Raimunds, »des Wienerischen Klein-Fausts«, wie Herr Diebold dekliniert —, und er ist so gebildet, Hebbels Rachewort über Nestroy von der stinkenden Rose falsch zu zitieren. Hauptsächlich aber rechnet er ohne Nennung eines Namens mit den Nichtswürdigen ab, die »seit zwanzig Jahren mit erhobenem Finger« für die Bedeutung Nestroys einzutreten wagen. Dies wäre nun, da es ja dem Referat des Herrn Diebold zugehört, inappelabel wie alles, was im Gebiet einer »Fachkritik« vor sich geht, in der doch jeder Mangel an Kompetenz durch Aufgeblasenheit wettgemacht wird und zu der in einem Theaterparquett eben derjenige am berufensten ist, der weniger von der Sache versteht als die andern. Was aber ginge bei dieser Gelegenheit, wenn er sie sich nicht nähme, den Herrn Diebold Offenbach an, dessen »Perichole« doch schon von drei Kritikern der Frankfurter Zeitung besprochen war? Er wagt es, wo das ehrwürdig lebendige Bühnenleben Nestroys geschändet wurde, von einem »Auffrisieren von literarischen Mumien« zu sprechen, um auf »Offenbachs längst gestorbene ‚Perichole'« übergehen zu können, die »durch den Wiener Karl Kraus unlängst eine falsche Auferstehung aus dem Grabe hat erleiden müssen, wo sie bei Meilhac und Halévy so köstlich ruhte«; und er scheut sich nicht, jenen in einen unaussprechlichen Zusammenhang zu bringen, um schließlich als einzigen »lebendigen Mann und echten Dichter« — gegen Nestroy und Offenbach — Herrn Zuckmayer mit dem Geleitwort »Er lebe!« auf die Nachwelt zu befördern, wohin zu gelangen diesem doch ausschließlich dadurch ermöglicht sein dürfte, daß in der Fackel die Beschreibung enthalten war, wie Herr Zuckmayer die ihm von der Firma Adler verliehenen Schreibmaschine öffentlich bedienen muß. Es mag geglaubt werden, daß Herr Diebold, der

ganz bestimmt von der Grabesruhe der »Perichole« bei Meilhac und Halévy bis zur falschen Auferstehung keine Ahnung hatte, dieser in der Staatsoper beigewohnt hat und in die Begeisterung des Publikums, die sich tatsächlich weniger dem unsterblichen Wert des Werks als den billigen Humorexzessen einer großenteils mittelmäßigen Darstellung verdankt, mit gutem Gewissen nicht einzustimmen imstande ist. Darin würde er mit dem Autor des deutschen Textes, der seinen Offenbach nicht wiederzuerkennen vermochte, ganz und gar übereingehen. Ein Minimum von Theatersachverstand müßte ihn jedoch spüren lassen, daß weniger noch als der Erfolg beim naiven Publikum der Mißeindruck dem Werk selbst zuzuschreiben ist. Sogar die gehässigsten wie die dümmsten Berliner Theaterkritiker haben bloß die Tempoverschleppung durch die Schauspieler dem vermeintlichen Übel einer textlichen Länge zugeschrieben; keiner hat sein Entzücken an der Offenbach'schen Musik durch die Aversion gegen den Textautor gedämpft, jeder die Rettung eines verschollenen Wertes anerkannt. Herr Diebold hat — von allem abgesehen, was der sogenannte »Bestemm« über ein kritisches Gemüt vermag — wieder einmal das Pech gehabt, sich von der Lebendigkeit eines Musikdramas, in dem jede Note und jedes Textwort doch mehr Leben hat als der ganze »Hauptmann von Köpenick« und eine adaquäte kritische Betrachtung, nicht überzeugen zu können, weil er den Vortrag des Werkes in Berlin versäumt hat, aus dem er bei einiger Ehrlichkeit und etwas gutem Willen annähernd so enthusiastische Schlüsse gezogen hätte wie seine Kollegen in Wien. Er hat sich seinerzeit ~~den~~ »~~Widerspruch~~« in der Gestalt des Blaubart nicht erklären können, weil er das Malheur hatte, dessen Lamento, den hinreißenden Übergang ~~vom~~ Weinen ins Lachen, von Herrn Slezak anstatt von dem Vortragenden des Podiums zu vernehmen, und er schließt ~~aus~~ einer Aufführung, in der noch die lebendigste und rapideste Szene der heiteren Bühne, die Steigerung des Rausches in »Perichole« als Länge wirkt, mit süffisantem Mitleid auf die Verstorbenheit des Werkes, über das er doch schon zu anderer Ansicht gelangt wäre, wenn er nur den gedruckten Text gelesen

oder auf persönliche Befangenheit zurückzuführen sei. Um diese Entscheidung zu ermöglichen, würde dafür gesorgt werden, daß Herr Diebold der Reihe nach über sämtliche publizistischen und privaten Diversionen zu einer Sache des Herrn Karl Kraus Rechenschaft abzulegen und die Frage zu beantworten hätte, ob er sich nicht durch die regelmäßig vorausgegangenen Anfechtungen seiner kritischen Kompetenz durch die Fackel alteriert gefühlt hätte, und es würde insbesondere auch dafür gesorgt werden, daß nicht nur dem Beruf, sondern auch der speziellen Wirksamkeit des Herrn Diebold nahestehende Kreise über den geradezu niederschmetternden Eindruck aussagen, den seine offensive Einmischung in eine künstlerische Angelegenheit hervorgerufen hat, der sie mit zahllosen Auditorien das lebendigste, reinste und beglückendste Erlebnis verdanken. Für Ihre so freudige Bereitwilligkeit, uns gegen den Herrn Hesse-Gesell beizustehen, haben wir Ihnen gedankt, und nicht minder wußten wir es zu schätzen, daß Sie sich bei uns über Äußerungen, die Ihnen die Wahrheitsliebe des Herrn Großmann zu beeinträchtigen schienen, vergewissert haben. Es wäre aber auch an der Zeit, daß Sie nicht nur uns, sondern Ihrem eigensten publizistischen Ansehen gegen den Herrn Diebold beistehen und, ehe Sie ihm das Wort in Sache des Herrn Karl Kraus erteilen, seine Wahrheitsliebe durch Erkundigung bei uns nachprüfen. Wie immer Sie es jedoch damit halten mögen, der Herausgeber der Fackel wird sich und das öffentliche Interesse, für das er wirkt, auch in diesem Falle selbst zu schützen wissen. Denn Sie werden, wenn es Ihnen nicht längst schon bekannt ist, sogar aus den Essays, die Sie zur Würdigung seiner Arbeit veröffentlichten, klar entnommen haben, daß er nicht Neigung und Geduld hat, nachdem er durch mehr als dreißig Jahren den Ausübern journalistischer Anmaßung im kulturellen Bereich auf die Finger gesehen hat, diesen Fang in seinem eigensten Bezirk und an ihm selbst sich austoben zu lassen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Der Verlag der Fackel.

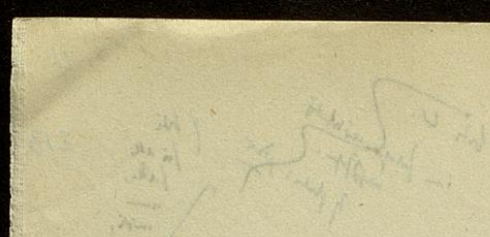
schon durch eine private Entgleisung genährt worden, indem er nämlich in einem Berliner Restaurant, als in seiner Nachbarschaft die Rede auf den ihm unbekannten Vorleser Karl Kraus kam, die Frage einwarf: »Ach der? Ist der noch immer so hysterisch?«, hitzig wurde und da ihm ein Gesprächspartner die Hysterie, die er jenem zum Vorwurf machte, als den Urgrund seines eigenen Betragens darlegte, dieses in aller Form mit einem durch allzu reichliche Mahlzeit hervorgerufenen Erregungszustand entschuldigte. Diese Entschuldigung nun mochte Herrn Diebold nachträglich zur Reue gereichen und ihn in seinem Vorhaben befestigen, bei nächster Gelegenheit wieder publizistisch seinen Mann zu stellen, damit nebst allem andern Verdruß auch der private faux pas wettgemacht sei, indem ja doch jeglicher Umstand, der sonst einen Kritiker befangen machen müßte, Herrn Diebold zu animieren scheint, seine Unbefangenheit zu zeigen. Diese Gelegenheit ergab sich nun durch die Aufführung der von Karl Kraus übersetzten Offenbach'schen »Perichole« am Berliner Staatstheater, wiewohl darüber bereits der zuständige Fachreferent, und zwar in etwas auffälligem Gegensatz zu den enthusiastischen Urteilen zweier Wiener Korrespondenten der Frankfurter Zeitung geurteilt hatte, welche freilich die Chance hatten, aus der weit lebendigeren Vorführung durch den Bearbeiter selbst den berechtigten Schluß auf die Lebendigkeit des Werkes ziehen zu können. Wie es aber im publizistischen Leben so geht, mußten Offenbach und der Autor des deutschen Textes für eine unzulängliche Aufführung büßen, deren Allzulänglichkeit in der Premiere ja auch von der gesamten Berliner Kritik mit einem schöpferischen Übel verwechselt wurde. Aber dieser Kontrast des Berliner Musikreferats der Frankfurter Zeitung zu dem Eindruck, den deren Wiener Korrespondenten (einer war der Musiker Křenek) von dem Vortrag des unvergleichlich lebendigen Werkes empfangen hatten, schien Herrn Diebold beiweitem noch nicht stark genug, und obgleich ihn die Berliner Aufführung der »Perichole« ressortgemäß nicht das Geringste anging, benützte er die Gelegenheit der Berliner Totmachung von Nestroys »Lumpazivagabundus«, über die er zu referieren hatte und für die er nicht minder das blutlebendige Original verantwortlich machte, um Herrn Karl Kraus wegen der Belebung der »Perichole« zu attakieren. Schon das Referat über »Lumpazivagabundus« als solches wimmelt von versteckten Angriffen auf den Mann, der die Schuld hat, am meisten zur Ehrung Nestroys durch die Gegenwart beigetragen zu haben, und dessen positiver Anteil

darum ebenso schlecht wegkommt wie die aufgeführte Schändung, durch welche der Geist des Lumpazivagabundus eine Auffrischung etwa im Geiste des dahingegangenen Imre Bekessy erfuhr, indem nicht die Lumpen Knieriem und Zwirn dem Feenkönig auf den Leim gehen und sich bessern, sondern dank dem Sieg des bösen Prinzips der Leim von ihnen zur Lumperei bekehrt wird. Herr Diebold, dessen theaterkritische Autorität sich der Bühnenerfahrung verdankt, die er als Komparse des Burgtheaters in dessen Verfallszeit erworben hat, entdeckt bei dieser Gelegenheit vor allem, daß der Lumpazivagabundus »einmal als heute kaum verständliche Parodie von Raimunds ‚Verschwender' lebte« — Raimunds, »des Wienerischen Klein-Fausts«, wie Herr Diebold dekliniert —, und er ist so gebildet, Hebbels Rachewort über Nestroy von der stinkenden Rose falsch zu zitieren. Hauptsächlich aber rechnet er ohne Nennung eines Namens mit den Nichtswürdigen ab, die »seit zwanzig Jahren mit erhobenem Finger« für die Bedeutung Nestroys einzutreten wagen. Dies wäre nun, da es ja dem Referat des Herrn Diebold zugehört, inappellabel wie alles, was im Gebiet einer »Fachkritik« vor sich geht, in der doch jeder Mangel an Kompetenz durch Aufgeblasenheit wettgemacht wird und zu der in einem Theaterparquett eben derjenige am berufensten ist, der weniger von der Sache versteht als die andern. Was aber ginge bei dieser Gelegenheit, wenn er sie sich nicht nähme, den Herrn Diebold Offenbach an, dessen »Perichole« doch schon von drei Kritikern der Frankfurter Zeitung besprochen war? Er wagt es, wo das ehrwürdig lebendige Bühnenleben Nestroys geschändet wurde, von einem »Auffrisieren von literarischen Mumien« zu sprechen, um auf »Offenbachs längst gestorbene ‚Perichole'« übergehen zu können, die »durch den Wiener Karl Kraus unlängst eine falsche Auferstehung aus dem Grabe hat erleiden müssen, wo sie bei Meilhac und Halévy so köstlich ruhte«; und er scheut sich nicht, jenen in einen unaussprechlichen Zusammenhang zu bringen, um schließlich als einzigen »lebendigen Mann und echten Dichter« — gegen Nestroy und Offenbach — Herrn Zuckmayer mit dem Geleitwort »Er lebe!« auf die Nachwelt zu empfehlen, wohin zu gelangen diesem doch ausschließlich dadurch ermöglicht sein dürfte, daß in der Fackel die Beschreibung enthalten war, wie Herr Zuckmayer die ihm von der Firma Adler verliehenen Schreibmaschine öffentlich bedienen muß. Es mag geglaubt werden, daß Herr Diebold, der

4
212

ganz bestimmt von der Grabesruhe der »Perichole« bei Meilhac und Halévy bis zur falschen Auferstehung keine Ahnung hatte, dieser in der Staatsoper beigewohnt hat und in die Begeisterung des Publikums, die sich tatsächlich weniger dem unsterblichen Wert des Werks als den billigen Humorexzessen einer großenteils mittelmäßigen Darstellung verdankt, mit gutem Gewissen nicht einzustimmen imstande ist. Darin würde er mit dem Autor des deutschen Textes, der seinen Offenbach nicht wiederzuerkennen vermochte, ganz und gar übereingehen. Ein Minimum von Theatersachverstand müßte ihn jedoch spüren lassen, daß weniger noch als der Erfolg beim naiven Publikum der Mißeindruck dem Werk selbst zuzuschreiben ist. Sogar die gehässigsten wie die dümmsten Berliner Theaterkritiker haben bloß die Tempoverschleppung durch die Schauspieler dem vermeintlichen Übel einer textlichen Länge zugeschrieben; keiner hat sein Entzücken an der Offenbach'schen Musik durch die Aversion gegen den Textautor gedämpft, jeder die Rettung eines verschollenen Wertes anerkannt. Herr Diebold hat — von allem abgesehen, was der sogenannte »Bestemm« über ein kritisches Gemüt vermag — wieder einmal das Pech gehabt, sich von der Lebendigkeit eines Musikdramas, in dem jede Note und jedes Textwort doch mehr Leben hat als der ganze »Hauptmann von Köpenick« und eine adaquäte kritische Betrachtung, nicht überzeugen zu können, weil er den Vortrag des Werkes in Berlin versäumt hat, aus dem er bei einiger Ehrlichkeit und etwas gutem Willen annähernd so enthusiastische Schlüsse gezogen hätte wie seine Kollegen in Wien. Er hat sich seinerzeit die Stilmischung in der Gestalt des Blaubart nicht erklären können, weil er das Malheur hatte, dessen Lamento, den hinreißenden Übergang aus dem Weinen ins Lachen, von Herrn Slezak anstatt von dem Vortragenden des Podiums zu vernehmen, und er schließt von einer Aufführung, in der noch die lebendigste und rapideste Szene der heiteren Bühne, die Steigerung des Rausches in »Perichole«, als Länge wirkt, mit süffisantem Mitleid auf die Verstorbenheit des Werkes, über das er doch schon zu anderer Ansicht gelangt wäre, wenn er nur den gedruckten Text gelesen

ganz bestimmt von der Grabesruhe der »Perichole« bei Meilhac und Halévy bis zur falschen Auferstehung keine Ahnung hatte, dieser in der Staatsoper beigewohnt hat und in die Begeisterung des Publikums, die sich tatsächlich weniger dem unsterblichen Wert des Werks als den billigen Humorexzessen einer großenteils mittelmäßigen Darstellung verdankt, mit gutem Gewissen nicht einzustimmen imstande ist. Darin würde er mit dem Autor des deutschen Textes, der seinen Offenbach nicht wiederzuerkennen vermochte, ganz und gar übereingehen. Ein Minimum von Theatersachverstand müßte ihn jedoch spüren lassen, daß weniger noch als der Erfolg beim naiven Publikum der Mißeindruck dem Werk selbst zuzuschreiben ist. Sogar die gehässigsten wie die dümmsten Berliner Theaterkritiker haben bloß die Tempoverschleppung durch die Schauspieler dem vermeintlichen Übel einer textlichen Länge zugeschrieben; keiner hat sein Entzücken an der Offenbach'schen Musik durch die Aversion gegen den Textautor gedämpft, jeder die Rettung eines verschollenen Wertes anerkannt. Herr Diebold hat — von allem abgesehen, was ~~sogenannte~~ »Bestemm« über ein kritisches Gemüt vermag — wieder einmal das Pech gehabt, sich von der Lebendigkeit eines Musikdramas, in dem jede Note und jedes Textwort doch mehr Leben hat als der ganze »Hauptmann von Köpenick« und eine adäquate kritische Betrachtung, nicht überzeugen zu können, weil er den Vortrag des Werkes in Berlin versäumt hat, aus dem er bei einiger Ehrlichkeit und etwas gutem Willen annähernd so enthusiastische Schlüsse gezogen hätte wie seine Kollegen in Wien. Er hat sich seinerzeit die »Stilmischung« in der Gestalt des Blaubart nicht erklären können, weil er das Malheur hatte, dessen Lamento, den hinreißenden Übergang aus dem Weinen ins Lachen, von Herrn Slezak anstatt von dem Vortragenden des Podiums zu vernehmen, und er schließt von einer Aufführung, in der noch die lebendigste und rapideste Szene der heiteren Bühne, die Steigerung des Rausches in »Perichole«, als Länge wirkt, mit süffisantem Mitleid auf die Verstorbenheit des Werkes, über das er doch schon zu anderer Ansicht gelangt wäre, wenn er nur den gedruckten Text gelesen



oder auf persönliche Befangenheit zurückzuführen sei. Um diese Entscheidung zu ermöglichen, würde dafür gesorgt werden, daß Herr Diebold der Reihe nach über sämtliche publizistischen und privaten Diversionen zu einer Sache des Herrn Karl Kraus Rechenschaft abzulegen und die Frage zu beantworten hätte, ob er sich nicht durch die regelmäßig vorausgegangenen Anfechtungen seiner kritischen Kompetenz durch die Fackel alteriert gefühlt habe, und es würde insbesondere auch dafür gesorgt werden, daß nicht nur dem Beruf, sondern auch der speziellen Wirksamkeit des Herrn Diebold nahestehende Kreise über den geradezu niederschmetternden Eindruck aussagen, den seine offensive Einmischung in eine künstlerische Angelegenheit hervorgerufen hat, der sie mit zahllosen Auditorien das lebendigste, reinste und beglückendste Erlebnis verdanken. Für Ihre so freudige Bereitwilligkeit, uns gegen den Herrn Hesse-Gesell beizustehen, haben wir Ihnen gedenkt, und nicht minder wußten wir es zu schätzen, daß Sie sich bei uns über Äußerungen, die Ihnen die Wahrheitsliebe des Herrn Großmann zu beeinträchtigen schienen, vergewissert haben. Es wäre aber auch an der Zeit, daß Sie nicht nur uns, sondern Ihrem eigensten publizistischen Ansehen gegen den Herrn Diebold beistehen und, ehe Sie ihm das Wort in einer Sache des Herrn Karl Kraus erteilen, seine Wahrheitsliebe durch Erkundigung bei uns nachprüfen. Wie immer Sie es jedoch damit halten mögen, der Herausgeber der Fackel wird sich und das öffentliche Interesse, für das er wirkt, auch in diesem Falle selbst zu schützen wissen. Denn Sie werden, wenn es Ihnen nicht längst schon bekannt ist, sogar aus den Essays, die Sie zur Würdigung seiner Arbeit veröffentlichten, klar entnommen haben, daß er nicht Neigung und Geduld hat, nachdem er durch mehr als dreißig Jahre den Ausübern journalistischer Anmaßung im kulturellen Bereich auf die Finger gesehen hat, diesen Hang in seinem eigensten Bezirk und an ihm selbst sich austoben zu lassen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Der Verlag der Fackel.

Der Fall Diebold

An die Feuilleton-Redaktion der Frankfurter Zeitung

Sehr geehrte Herren!

Sie hatten die Freundlichkeit, sich öfter mit Anfragen an uns zu wenden und auch Herrn Karl Kraus Ihre publizistischen Dienste gegen Herrn O. E. Hesse geselligen Andenkens zu offerieren. Erkenntlichkeit für dieses Anbot hat uns späterhin berechtigt, Sie in direkter brieflicher Ansprache auf die Ignoranz eines Berichterstatters hinzuweisen, der sich herausgenommen hatte, auf Grund des Eindrucks einer Provinzaufführung der »Briganten« über Offenbachs Prachtwerk und dessen Bearbeitung abzuurteilen. Damals haben Sie für einen etwaigen künftigen Fall gründliche Remedur zugesagt. Gestützt auf so freundliche Gesinnung haben wir Sie auch auf die Bedenkenlosigkeit Ihres Herrn Diebold hingewiesen, der den Eindruck einer provinziellen Aufführung von »Pariser Leben« in Berlin zur Grundlage eines Mißurteils über dieses unvergängliche Werk machte, das ihm freilich auch noch aus der Frankfurter Schändung durch die Herren Scher und Salomon bekannt war. Die dürftige Antwort, die Sie den Herrn Diebold selbst erteilen ließen, ist in der Fackel behandelt worden. Als kritischer Richter noch nicht hinreichend befangen durch diese Zurechtweisung wie durch die vorangegangene Betrachtung seiner Kennerschaft anläßlich des »kaum mehr lebensfähigen ‚Blaubart'«, hat Herr Diebold bald darauf in der Frankfurter Zeitung eine unqualifizierbare Auslassung über den in Berlin aufgeführten Epilog zu den »Letzten Tagen der Menschheit« veröffentlicht, eine Äußerung, auf die die Fackel bis heute leider nicht Gelegenheit hatte zurückzukommen, die aber der Frankfurter Zeitung selbst so bedenklich vorkam, daß sie sie durch die Klammerbemerkung einer Zusage unterbrach, demnächst und offenbar in ganz anderem Sinne sich mit dem Gesamtwerk des Herausgebers der Fackel zu befassen. Das ist nun allerdings inzwischen durch eine Reihe etwas abgründiger Essays geschehen, die vielleicht mit der besten Absicht dem Leser doch nicht hinreichende Klarheit über ein von der eigenen journalistischen Parteien Haß und Gunst verwirrtes Charakterbild verschafft haben. Was die Wirkung auf Herrn Diebold betrifft, so mochte sie im Gegenteil in der Zeitigung des Wunsches liegen, einer immerhin so ausführlichen Würdigung bei nächster Gelegenheit, die sich bieten oder herbeiführen lassen könnte, mit einer kurzen Herabwürdigung zu begegnen. Das Mißvergnügen des Herrn Diebold war zuvor auch

schon durch eine private Entgleisung genährt worden, indem er nämlich in einem Berliner Restaurant, als in seiner Nachbarschaft die Rede auf den ihm unbekannten Vorleser Karl Kraus kam, die Frage einwarf: »Ach der? Ist der noch immer so hysterisch?«, hitzig wurde und da ihm ein Gesprächspartner die Hysterie, die er jenem zum Vorwurf machte, als den Urgrund seines eigenen Betragens darlegte, dieses in aller Form mit einem durch allzu reichliche Mahlzeit hervorgerufenen Erregungszustand entschuldigte. Diese Entschuldigung nun mochte Herrn Diebold nachträglich zur Reue gereichen und ihn in seinem Vorhaben befestigen, bei nächster Gelegenheit wieder publizistisch seinen Mann zu stellen, damit nebst allem andern Verdruß auch der private faux pas wettgemacht sei, indem ja doch jeglicher Umstand, der sonst einen Kritiker befangen machen müßte, Herrn Diebold zu animieren scheint, seine Unbefangenheit zu zeigen. Diese Gelegenheit ergab sich nun durch die Aufführung der von Karl Kraus übersetzten Offenbach'schen »Perichole« am Berliner Staatstheater, wiewohl darüber bereits der zuständige Fachreferent, und zwar in etwas auffälligem Gegensatz zu den enthusiastischen Urteilen zweier Wiener Korrespondenten der Frankfurter Zeitung geurteilt hatte, welche freilich die Chance hatten, aus der weit lebendigeren Vorführung durch den Bearbeiter selbst den berechtigten Schluß auf die Lebendigkeit des Werkes ziehen zu können. Wie es aber im publizistischen Leben so geht, mußten Offenbach und der Autor des deutschen Textes für eine unzulängliche Aufführung büßen, deren Allzulänglichkeit in der Premiere ja auch von der gesamten Berliner Kritik mit einem schöpferischen Übel verwechselt wurde. Aber dieser Kontrast des Berliner Musikreferats der Frankfurter Zeitung zu dem Eindruck, den deren Wiener Korrespondenten (einer war der Musiker Křenek) von dem Vortrag des unvergleichlich lebendigen Werkes empfangen hatten, schien Herrn Diebold beiweitem noch nicht stark genug, und obgleich ihn die Berliner Aufführung der »Perichole« ressortgemäß nicht das Geringste anging, benützte er die Gelegenheit der Berliner Totmachung von Nestroys »Lumpazivagabundus«, über die er zu referieren hatte und für die er nicht minder das blutlebendige Original verantwortlich machte, um Herrn Karl Kraus wegen der Belebung der »Perichole« zu attackieren. Schon das Referat über »Lumpazivagabundus« als solches wimmelt von versteckten Angriffen auf den Mann, der die Schuld hat, am meisten zur Ehrung Nestroys durch die Gegenwart beigetragen zu haben, und dessen positiver Anteil

darum ebenso schlecht wegkommt wie die aufgeführte Schändung, durch welche der Geist des Lumpazivagabundus eine Auffrischung etwa im Geiste des dahingegangenen Imre Bekessy erfuhr, indem nicht die Lumpen Knieriem und Zwirn dem Feenkönig auf den Leim gehen und sich bessern, sondern dank dem Sieg des bösen Prinzips der Leim von ihnen zur Lumperei bekehrt wird. Herr Diebold, dessen theaterkritische Autorität sich der Bühnenerfahrung verdankt, die er als Komparse des Burgtheaters in dessen Verfallszeit erworben hat, entdeckt bei dieser Gelegenheit vor allem, daß der Lumpazivagabundus »einmal als heute kaum verständliche Parodie von Raimunds ‚Verschwender' lebte« — Raimunds, »des Wienerischen Klein-Fausts«, wie Herr Diebold dekliniert —, und er ist so gebildet, Hebbels Rachewort über Nestroy von der stinkenden Rose falsch zu zitieren. Hauptsächlich aber rechnet er ohne Nennung eines Namens mit den Nichtswürdigen ab, die »seit zwanzig Jahren mit erhobenem Finger« für die Bedeutung Nestroys einzutreten wagen. Dies wäre nun, da es ja dem Referat des Herrn Diebold zugehört, inappellabel wie alles, was im Gebiet einer »Fachkritik« vor sich geht, in der doch jeder Mangel an Kompetenz durch Aufgeblasenheit wettgemacht wird und zu der in einem Theaterparkett eben derjenige am berufensten ist, der weniger von der Sache versteht als die andern. Was aber ginge bei dieser Gelegenheit, wenn er sie sich nicht nähme, den Herrn Diebold Offenbach an, dessen »Perichole« doch schon von drei Kritikern der Frankfurter Zeitung besprochen war? Er wagt es, wo das ehrwürdig lebendige Bühnenleben Nestroys geschändet wurde, von einem »Auffrisieren von literarischen Mumien« zu sprechen, um auf »Offenbachs längst gestorbene ‚Perichole'« übergehen zu können, die »durch den Wiener Karl Kraus unlängst eine falsche Auferstehung aus dem Grabe hat erleiden müssen, wo sie bei Meilhac und Halévy so köstlich ruhte«; und er scheut sich nicht, jenen in einen unaussprechlichen Zusammenhang zu bringen, um schließlich als einzigen »lebendigen Mann und echten Dichter« — gegen Nestroy und Offenbach — Herrn Zuckmayer mit dem Geleitwort »Er lebe!« auf die Nachwelt zu empfehlen, wohin zu gelangen diesem doch ausschließlich dadurch ermöglicht sein dürfte, daß in der Fackel die Beschreibung enthalten war, wie Herr Zuckmayer die ihm von der Firma Adler verliehene Schreibmaschine öffentlich bedienen muß. Es mag geglaubt werden, daß Herr Diebold, der

ganz bestimmt von der Grabesruhe der »Perichole« bei Meilhac und Halévy bis zur falschen Auferstehung keine Ahnung hatte, dieser in der Staatsoper beigewohnt hat und in die Begeisterung des Publikums, die sich tatsächlich weniger dem unsterblichen Wert des Werks als den billigen Humorexzessen einer großenteils mittelmäßigen Darstellung verdankt, mit gutem Gewissen nicht einzustimmen imstande ist. Darin würde er mit dem Autor des deutschen Textes, der seinen Offenbach nicht wiederzuerkennen vermochte, ganz und gar übereingehen. Ein Minimum von Theatersachverstand müßte ihn jedoch spüren lassen, daß weniger noch als der Erfolg beim naiven Publikum der Mißeindruck dem Werk selbst zuzuschreiben ist. Sogar die gehässigsten wie die dümmsten Berliner Theaterkritiker haben bloß die Tempoverschleppung durch die Schauspieler dem vermeintlichen Übel einer textlichen Länge zugeschrieben; keiner hat sein Entzücken an der Offenbach'schen Musik durch die Aversion gegen den Textautor gedämpft, jeder die Rettung eines verschollenen Wertes anerkannt. Herr Diebold hat — von allem abgesehen, was das sogenannte »Bestemm« über ein kritisches Gemüt vermag — wieder einmal das Pech gehabt, sich von der Lebendigkeit eines Musikdramas, in dem jede Note und jedes Textwort doch mehr Leben hat als der ganze »Hauptmann von Köpenick« und eine adäquate kritische Betrachtung, nicht überzeugen zu können, weil er den Vortrag des Werkes in Berlin versäumt hat, aus dem er bei einiger Ehrlichkeit und etwas gutem Willen annähernd so enthusiastische Schlüsse gezogen hätte wie seine Kollegen in Wien. Er hat sich seinerzeit die »Stilmischung« in der Gestalt des Blaubart nicht erklären können, weil er das Malheur hatte, dessen Lamento, den hinreißenden Übergang aus dem Weinen ins Lachen, von Herrn Slezak anstatt von dem Vortragenden des Podiums zu vernehmen, und er schließt von einer Aufführung, in der noch die lebendigste und rapideste Szene der heiteren Bühne, die Steigerung des Rausches in »Perichole«, als Länge wirkt, mit süffisantem Mitleid auf die Verstorbenheit des Werkes, über das er doch schon zu anderer Ansicht gelangt wäre, wenn er nur den gedruckten Text gelesen

ganz bestimmt von der Grabesruhe der »Perichole« bei Meilhac und Halévy bis zur falschen Auferstehung keine Ahnung hatte, dieser in der Staatsoper beigewohnt hat und in die Begeisterung des Publikums, die sich tatsächlich weniger dem unsterblichen Wert des Werks als den billigen Humorexzessen einer großenteils mittelmäßigen Darstellung verdankt, mit gutem Gewissen nicht einzustimmen imstande ist. Darin würde er mit dem Autor des deutschen Textes, der seinen Offenbach nicht wiederzuerkennen vermochte, ganz und gar übereingehen. Ein Minimum von Theatersachverstand müßte ihn jedoch spüren lassen, daß weniger noch als der Erfolg beim naiven Publikum der Mißeindruck dem Werk selbst zuzuschreiben ist. Sogar die gehässigsten wie die dümmsten Berliner Theaterkritiker haben bloß die Tempoverschleppung durch die Schauspieler dem vermeintlichen Übel einer textlichen Länge zugeschrieben; keiner hat sein Entzücken an der Offenbach'schen Musik durch die Aversion gegen den Textautor gedämpft, jeder die Rettung eines verschollenen Wertes anerkannt. Herr Diebold hat — von allem abgesehen, was »Bestemm« über ein kritisches Gemüt vermag — wieder einmal das Pech gehabt, sich von der Lebendigkeit eines Musikdramas, in dem jede Note und jedes Textwort doch mehr Leben hat als der ganze »Hauptmann von Köpenick« und eine adäquate kritische Betrachtung, nicht überzeugen zu können, weil er den Vortrag des Werkes in Berlin versäumt hat, aus dem er bei einiger Ehrlichkeit und etwas gutem Willen annähernd so enthusiastische Schlüsse gezogen hätte wie seine Kollegen in Wien. Er hat sich seinerzeit die »Stilmischung« in der Gestalt des Blaubart nicht erklären können, weil er das Malheur hatte, dessen Lamento, den hinreißenden Übergang aus dem Weinen ins Lachen, von Herrn Slezak anstatt von dem Vortragenden des Podiums zu vernehmen, und er schließt von einer Aufführung, in der noch die lebendigste und rapideste Szene der heiteren Bühne, die Steigerung des Rausches in »Perichole«, als Länge wirkt, mit süffisantem Mitleid auf die Verstorbenheit des Werkes, über das er doch schon zu anderer Ansicht gelangt wäre, wenn er nur den gedruckten Text gelesen

hätte. Daß Herr Diebold auch hier wie so häufig ein Theaterwissen usurpiert, das ihm nicht zukommt, beweist er, wie nicht minder häufig, gleich an Ort und Stelle. Denn wenn er bloß das Vorwort zur Buchausgabe angesehen hätte, so könnte er die »Perichole« — deren Urtext zu kennen er vorgibt, wiewohl er vor der Lektüre des Berliner Theaterzettels kaum deren Namen gekannt haben dürfte — unmöglich zu »diesen freien Bearbeitungen von erledigten Werken« zählen, weil er dann informiert wäre, daß hier zwar eine neue Übersetzung, aber nichts weniger als eine »freie Bearbeitung« vorliegt, die wie im andern Fall Handlung und Sinn umkrempelt und eine berühmte Musik durch Berliner Couplets ersetzt, sondern eine mit dem höchsten Respekt vor dem Originalwerk besorgte Restaurierung, der es gelingen sollte, durch Beseitigung eines dramaturgischen Fehlers, über den die französischen Autoren in zwei Fassungen nicht hinüberkommen konnten, das wertvollste Musikdrama Offenbachs Note auf Note für die Bühne zu retten. Schon ein Blick auf den mitgedruckten französischen Gesangstext müßte einem halbwegs gewissenhaften Kritiker die Lust benehmen, hier zugleich an dem Wert des Originals zu zweifeln und eine modische »Auffrisierung« zu vermuten. Natürlich ist es vor allem Sache des Lesers einer Zeitung, sich nicht auszukennen, wenn ihm nicht nur aus Wien und Berlin über dieselbe Erscheinung diametral entgegengesetzte Meinungen beigebracht werden, sondern wenn der Berliner Korrespondent sich vielleicht auch darum gereizt fühlt, den Erwecker der Perichole als Mumienschänder hinzustellen, weil kurz zuvor der Darmstädter Korrespondent gegenüber einer Ermordung des Blaubart, den Herr Diebold nicht für lebensfähig erklärt hat, sich auf eben jenen berief, der »einzig sich geistig legitimiert und theatralisch begabt genug zeige, um den Geist Offenbachs und seiner Werktypen wieder heraufzubeschwören und zu dieser, unserer Zeit gültig sprechen zu lassen«. Gewiß, selbst ein noch so animos gefärbtes Mißurteil, das nicht nur der stärksten Gelegenheit, sich Lügen strafen zu müssen: dem Eindruck des Vortrags, aus dem Wege geht, sondern auch die heimlich erlangbare Möglichkeit einer Revision durch Lektüre, die Gefahr des Respekts vor einer nachweisbaren Sprachleistung vermeidet — gewiß, selbst der unkontrollierbare Vorgang einer Urteilsbildung, die ein Vorurteil zur öffentlichen Meinung ausprägt, vermöchte sich noch immer als

Fachkritik zu gebärden, wenn der Täter ressortmäßig gestützt, wenn Herr Diebold als zuständiger Referent berufen wäre, über die »Perichole« seine unmaßgebliche und dennoch maßgebende Ansicht zu äußern. Wie er aber diese bei den Haaren herbeizieht, um in einem gewollt absurden Zusammenhang etwas gegen den Bearbeiter der »Perichole« und gegen diese selbst um des Bearbeiters willen vorzubringen, bildet sicherlich eine der stärksten moralischen Sensationen, deren das kritische Handwerk seit langem fähig war, und man wäre begierig zu erfahren, ob dieser Fall nicht auch auf dem Wiener Kongreß der Zeitungsverleger in dem Kapitel vorgekommen ist, das den beruhigenden Titel führte: »Die Wahrhaftigkeitspflicht der deutschen Presse«. Es wird Sie vielleicht interessieren, daß wir unter andern von französischer literarischer Seite auf die Tat des Herrn Diebold aufmerksam gemacht wurden und zwar mit der ausgesprochenen Vermutung, daß sie »nicht so sehr dumm als unehrlich« sei. Aber das Aufsehen in Berlin, Wien und Prag, kurz überall dort, wo man die »Perichole« vom Podium gehört hatte, und auch in Kreisen, die der Frankfurter Zeitung nahestehen, war nicht geringer, und die allgemeine Ansicht, der sich Herr Karl Kraus diesmal anschließt, geht dahin, daß Herr Diebold ein befangener Kunstrichter sei, der nicht allein dort, wo er die äußere Befugnis hat seine Ranküne in die Wagschale zu werfen, von ihr Gebrauch macht, sondern förmlich die Gelegenheit sucht, sie gegen das enthusiastische Urteil des eigenen Blattes durchzusetzen. Diese Neigung des Herrn Diebold wenn schon nicht zu beweisen, da man ja psychische Vorgänge nicht obduzieren kann, so doch vor aller Welt glaubhaft zu machen, erklärt sich Herr Karl Kraus überall dort bereit, wo Herr Diebold ihm die Gelegenheit dazu so leicht verschafft wie er sich selbst die Gelegenheit, jener zu frönen, und vor jedem Forum, das im Vergleich einer Aufführung, der Herr Diebold als Privatmann, und eines Vortrags, dem zwei andere Mitarbeiter der Frankfurter Zeitung als Referenten beigewohnt haben, zu entscheiden haben würde, ob der Schluß von dem Eindruck auf das Werk selbst hier oder dort berechtigt

Fachkritik zu gebärden, wenn der Täter ressortmäßig gestützt, wenn Herr Diebold als zuständiger Referent berufen wäre, über die »Perichole« seine unmaßgebliche und dennoch maßgebende Ansicht zu äußern. Wie er aber diese bei den Haaren herbeizieht, um in einem gewollt absurden Zusammenhang etwas gegen den Bearbeiter der »Perichole« und gegen diese selbst um des Bearbeiters willen vorzubringen, bildet sicherlich eine der stärksten moralischen Sensationen, deren das kritische Handwerk seit langem fähig war, und man wäre begierig zu erfahren, ob dieser Fall nicht auch auf dem Wiener Kongreß der Zeitungsverleger in dem Kapitel vorgekommen ist, das den beruhigenden Titel führte: »Die Wahrhaftigkeitspflicht der deutschen Presse«. Es wird Sie vielleicht interessieren, daß wir unter andern von französischer literarischer Seite auf die Tat des Herrn Diebold aufmerksam gemacht wurden und zwar mit der ausgesprochenen Vermutung, daß sie »nicht so sehr dumm als unehrlich« sei. Aber das Aufsehen in Berlin, Wien und Prag, kurz überall dort, wo man die »Perichole« vom Podium gehört hatte, und auch in Kreisen, die der Frankfurter Zeitung nahestehen, war nicht geringer, und die allgemeine Ansicht, der sich Herr Karl Kraus diesmal anschließt, geht dahin, daß Herr Diebold ein befangener Kunstrichter sei, der nicht allein dort, wo er die äußere Befugnis hat seine Ranküne in die Wagschale zu werfen, von ihr Gebrauch macht, sondern förmlich die Gelegenheit sucht, sie gegen das enthusiastische Urteil des eigenen Blattes durchzusetzen. Diese Neigung des Herrn Diebold wenn schon nicht zu beweisen, da man ja psychische Vorgänge nicht obduzieren kann, so doch vor aller Welt glaubhaft zu machen, erklärt sich Herr Karl Kraus überall dort bereit, wo Herr Diebold ihm die Gelegenheit dazu so leicht verschafft wie er sich selbst die Gelegenheit, jener zu frönen, und vor jedem Forum, das im Vergleich einer Aufführung, der Herr Diebold als Privatmann, und eines Vortrags, dem zwei andere Mitarbeiter der Frankfurter Zeitung als Referenten beigewohnt haben, zu entscheiden haben würde, ob der Schluß von dem Eindruck auf das Werk selbst hier oder dort berechtigt

oder auf persönliche Befangenheit zurückzuführen sei. Um diese Entscheidung zu ermöglichen, würde dafür gesorgt werden, daß Herr Diebold der Reihe nach über sämtliche publizistischen und privaten Diversionen zu einer Sache des Herrn Karl Kraus Rechenschaft abzulegen und die Frage zu beantworten hätte, ob er sich nicht durch die regelmäßig vorausgegangenen Anfechtungen seiner kritischen Kompetenz durch die Fackel alteriert gefühlt habe, und es würde insbesondere auch dafür gesorgt werden, daß nicht nur dem Beruf, sondern auch der speziellen Wirksamkeit des Herrn Diebold nahestehende Kreise über den geradezu niederschmetternden Eindruck aussagen, den seine offensive Einmischung in eine künstlerische Angelegenheit hervorgerufen hat, der sie mit zahllosen Auditorien das lebendigste, reinste und beglückendste Erlebnis verdanken. Für Ihre so freudige Bereitwilligkeit, uns gegen den Herrn Hesse-Gesell beizustehen, haben wir Ihnen gedankt, und nicht minder wußten wir es zu schätzen, daß Sie sich bei uns über Äußerungen, die Ihnen die Wahrheitsliebe des Herrn Großmann zu beeinträchtigen schienen, vergewissert haben. Es wäre aber auch an der Zeit, daß Sie nicht nur uns, sondern Ihrem eigensten publizistischen Ansehen gegen den Herrn Diebold beistehen und, ehe Sie ihm das Wort in einer Sache des Herrn Karl Kraus erteilen, seine Wahrheitsliebe durch Erkundigung bei uns nachprüfen. Wie immer Sie es jedoch damit halten mögen, der Herausgeber der Fackel wird sich und das öffentliche Interesse, für das er wirkt, auch in diesem Falle selbst zu schützen wissen. Denn Sie werden, wenn es Ihnen nicht längst schon bekannt ist, sogar aus den Essays, die Sie zur Würdigung seiner Arbeit veröffentlichten, klar entnommen haben, daß er nicht Neigung und Geduld hat, nachdem er durch mehr als dreißig Jahre den Ausübern journalistischer Anmaßung im kulturellen Bereich auf die Finger gesehen hat, diesen Hang in seinem eigensten Bezirk und an ihm selbst sich austoben zu lassen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Der Verlag der Fackel

Wir lesen in der ‚Frankfurter Zeitung': Vor einigen Jahren heiratete ein sechsundvierzigjähriger Kaufmann in Warschau ein um zwanzig Jahre jüngeres Mädchen. — —

Aber das hat die Neue Freie Presse in der Frankfurter Zeitung (25. Juni) übersehen:

Theater der Dichtung.

Seit vielen Jahren liest Karl Kraus in Berlin, in Wien, in Prag, in Paris, in München und in anderen Orten Goethe, Shakespeare, Gogol, Nestroy, Wedekind, Offenbach unter dem Programmwort »Theater der Dichtung«. Reiner als in allen Theateraufführungen der Zeit führt in diesen Vorlesungen der Geist Regie. Ein Podium, auf dem sich nichts befindet als ein Tisch und ein Stuhl, zaubert die geniale Kraft und Theaterleidenschaft dieses Vorlesers zur vielstimmigen, lebendigsten Bühne um.

Dies als Einleitung zu einem Abdruck des Aufrufs, der jetzt mit dem Motto Frank Wedekinds und vielen Unterschriften deutscher und französischer Namen versandt wird. Es würde hier nicht zitiert werden, wenn es nicht als eine Art Antwort der ‚Frankfurter Zeitung' auf den Brief und als deutliche Beziehung auf den Fall Diebold aufzufassen wäre.